

Alexander Kerenski – Marionette der politischen Freimaurerei

Ein Paradebeispiel für die gruppenegoistisch-politische Einflussnahme von maurerischer Seite waren die Vorgänge in Russland im Jahre 1917, insbesondere in der Zeit nach der Abdankung des Zaren und vor der Machtergreifung der Bolschewiken. Eine Gestalt, die unter freimaurerischer Führung den möglichst reibungslosen Übergang Russlands vom Zarentum in das Stadium des «Sozialistischen Experimentes» zu besorgen oder wenigstens zu gewährleisten hatte, war die tragische Marionette Alexander Kerenski.

Wir haben in der Weihnachtsnummer 2005/06 Einiges aus den Erinnerungen von Alexander Scherbatow über Kerenski gebracht; insbesondere, dass er sich in späteren Jahren als «Verräter» Russland betrachtete und nach seinem Tod im Jahre 1970 in seiner Exilheimat USA zwei Begräbnisrituale erhielt: ein orthodox-kirchliches und eine freimaurerisches.

Im Folgenden bringen wir ergänzende Auszüge aus der amerikanischen Ausgabe der Memoiren von Nina Berberova, *Ich komme aus St. Petersburg*, Hamburg 1992). Die deutsche Fassung besorgte Bernhard Kuhn, USA. Bemerkungen zwischen eckigen Klammern stammen vom Übersetzer.

Thomas Meyer



Alexander Kerenski

Begegnungen mit Alexander Kerenski

Ich traf Alexander Kerenski 1922 in Berlin. Zunächst brachten die Sozialrevolutionäre seine Zeitung *Die Stimme Russlands* (in Prag) heraus, dann begannen sie mit *Tage* (in Berlin), welche nach ein paar Jahren nach Paris verlegt wurde. In *Tage* editierten Aldanow und Chodasewitsch die Literaturseite, ersterer Prosa, letzterer Gedichte, so dass meine erste Geschichte, «Eine Nacht der

Flucht», in der Zeitung von Aldanow abgedruckt wurde. In Berlin wie später in Paris wurden Treffen der Herausgeber und Hauptbeitragenden von *Tage* abgehalten, wo Schriftsteller in der Minderheit und Mitglieder der Sozialrevolutionäre (einige uralt) in der Mehrheit waren. Sie waren nicht überzeugt, dass die Zeitung Artikel über Ballett (von Andrei Levinson) oder Poesie (Chodasewitsch) brauchte. Kerenski diktierte seine Editorials mit lauter Stimme, zu hören in den entfernten Ecken der Redaktion. Manchmal wurden seine Editorials in Versform veröffentlicht.

Er hatte – und das blieb so bis ins Alter hinein, als er fast ganz blind war – die Angewohnheit, ei-

nen Menschen anzuschreien und so jedermann zu erschrecken, der nicht auf so eine Behandlung vorbereitet war. Ich erinnere mich folgender Szene:

«Nachname?»

«Iwanow»

«Vorname?»

«Georgi.»

«Aha! Was haben Sie gebracht?»

«Gedichte.»

Chodassewitsch sagte danach, dass er erwartete, dass Kerenski plötzlich ausrufen würde: «Zeig mir deine Befehle, Soldat!»

Währenddessen musterten seine kurzsichtigen Augen die Person, die vor ihm stand – ob Mann oder Frau – von Kopf bis Fuß; bis man wusste, dass er zu kurzsichtig war, um die Knöpfe und Knopflöcher an einem zu zählen, war man nicht ganz man selbst.

Als ich zuerst Rudnew [1917 Bürgermeister von Moskau] traf, flüsterte mir Chodassewitsch ins Ohr: «Das ist Rudnew. Er hat eine Bombe gebaut und ein Finger wurde ihm abgerissen. Siehst Du, ein kleiner Finger fehlt.»

Als ich Kerenski traf, warnte Chodassewitsch mich: «Das ist Kerenski. Er schreit schrecklich. Er hat nur eine Niere.» Ich sah ihn aufmerksam an: sein Gesicht, bekannt von Bildern, war 1922 dasselbe wie fünf Jahre zuvor. Sein Igelschnitt ist in den vierzig Jahren, da ich ihn kannte, nicht dünner geworden, er wurde nur grau, dann silbern. Der Igelschnitt und die Stimme verblieben ihm bis zum Ende, obwohl seine Wangen einfielen, seine Wirbelsäule sich krümmte, seine Handschrift sich von schrecklich zu vollkommen unleserlich veränderte. Ich habe mehr als hundert Briefe von ihm behalten, einige von ihnen mit der Schreibmaschine geschrieben, und selbst diese maschinengeschriebenen Briefe sind, so seltsam das auch erscheinen mag, nicht völlig leserlich.

Er erschien mir immer als ein Mann mit geringer Willenskraft, doch mit großen Absichten, von geringer Überzeugungskraft und einer irrsinnigen Sturheit, von großer Selbstsicherheit und begrenztem Intellekt. Ich will einräumen, dass sowohl die Selbstsicherheit als auch die Sturheit in ihm mit den Jahren zunahmen, dass er sie zu seiner Verteidigung absichtlich kultivierte. Ein Mann wie er, der, in der vollen Bedeutung des Wortes, 1917 getötet wurde, musste sich seine Rüstung bauen, um weiter existieren zu können: Schnabel, Krallen, Hauer.

Ein Politiker wird sich fast nie umbringen. ... Die schmerzhafteste Strafe für einen Politiker ist, vergessen zu werden.

«Kerenski?»

«Er lebt noch?»

«Unmöglich! Erst achtundvierzig?»

Ein sowjetisches Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren fragte einst ihre Mutter in meinem Beisein: «Mama, war Kerenski *vor* oder *nach* der Befreiung der Leibeigenen?» Salz, das seinen Geschmack verloren hat – ein Mann, der noch physisch lebt, doch innerlich schon lange tot ist. Ein einsamer Mann, trotz der Kinder und Enkel in Großbritannien, der all seine Bekannten und Zeitgenossen zu Grabe getragen hat, der nach und nach dahin gekommen ist, sich auf die Kirche zu stützen, auf ihre Riten und der damit seine Würde verloren hat – als Mensch und als Mann.

(...)

Er sprach gern davon, wie viele Meilen er gehen konnte (zwölf, fünfzehn); er sagte, dass er Flugzeuge liebte – er hoffte, irgendwann abzustürzen; er bekannte, nie im Kino gewesen zu sein; er trauerte um Russland, schon seit siebenundvierzig Jahren. Wenn er eingeladen wurde, schaute er in sein kleines Buch: «Nein, ich kann nicht. Beschäftigt. Vielleicht kann ich für eine kurze Weile kommen.» Tatsächlich war er vollkommen frei, nirgends konnte er hingehen, und wenige kamen, ihn zu besuchen. Aber sein Charakter hatte eine andere Seite: seine bedauernswerte Unbeweglichkeit, seine Kälte, seine Unfähigkeit, sich oder andere zu verstehen, seine beständige Verschreckung jener, die ihm wohlgesonnen waren, durch sein unendliches Verlangen, sie seinem Willen zu unterwerfen, sein unfreundlicher, blecherner Blick, der nirgendwohin durchdrang, und einige hässliche Sachen, die ihm widerfuhren und derer er und die ihn Umgebenden sich schämten.

All dies weiß ich jetzt, 1966, doch sah ich es in den 30er und 50er Jahren nicht. Die Geschichte unserer langen Beziehung kann in drei Teile geteilt werden. Erstens ihre weltliche und geschäftliche Periode: Kerenski war der Herausgeber einer Publikation, in der ich Gedichte und Geschichten veröffentlichte, ein Redner bei politischen Treffen, wo ich zugegen war, ein Gast in den Salons der Fodaminskys und Zetlins, wo auch ich ein Gast war. Zweitens die Vorkriegsjahre als er Nell [seine australische Frau] heiratete, mit der er nach Longchène gekommen war. Sie blieben manchmal für eine Woche und reisten am Vorabend des Falles von Paris ab.

Schließlich die dritte und letzte Periode, nach Nells Tod: seine Rückkehr nach Paris und unser Treffen 1949, meine Ankunft in New York und meine ersten Jahre in den USA. Dann verlor unsere Beziehung Fleisch und Blut. In den 60er Jahren sehen wir einander nur einmal oder zweimal im Jahr – das heißt, ich sehe ihn. Er kann mich nicht mehr sehen oder meine Briefe lesen.

In den halbdunklen Räumen, den altmodischen Kammern des Hauses der Simpsons, in dem er lebte, betreut von japanischen Dienern, die in dem Haus seit urdenklichen Zeiten gearbeitet hatten, wanderte er tastend von seinem Schlafzimmer in die Bibliothek, in das Esszimmer. Die Kataraktoperation war kein Erfolg gewesen und eines seiner Augen war vor langer Zeit verlorengegangen.

(...)

Im Oktober 1949 kam Kerenski nach Paris. Spät am Abend, im Gare des Invalides, traf ich ihn nach neun Jahren der Trennung.

Dieses Treffen war seltsam: er war allein eingeflogen, ich traf ihn allein, er hatte niemanden, bei dem er den ersten Abend verbringen konnte, und ich mietete ihm ein Zimmer im Hotel Passy, wo er offensichtlich unbekannt und niemand beeindruckt war, seinen Namen zu hören. Im Passy war er in den 20er und 30er Jahren sehr populär gewesen, jetzt gab es nur einen Ort, an dem man sich noch seiner erinnerte: das Café des Tourelles an der Ecke, wo die Rue Alboni und der Delessert Boulevard zusammenstoßen. Dort hatten die alten Kellner ihn seit 1919 «Monsieur le Président» genannt.

Wieder der Igelschnitt und die Stimme, aber nun war er noch mehr in seinen Augen und in seinem ganzen Gesicht abgestumpft; er machte den Eindruck, dass er nicht nur nicht sah, sondern dass er nicht mal schaute. Er sprach ununterbrochen, von seiner Ankunft erregt, und kam, mich am folgenden Tag zu sehen, um mir die «Geschichte von Nells Krankheit und Tod» vorzulesen, die er geschrieben hatte. In Brisbane [Wohnort Kerenskis bis 1949] war es so heiß gewesen, dass sie weniger als vierundzwanzig Stunden nach ihrem Tod hatte kremiert werden müssen. Sie hatte Angst vor dem Tod, aber vorher hatte sie sich vor nichts gefürchtet außer vor den marschierenden deutschen Truppen im Juni 1940, als sie einmal in Longchène in Tränen ausbrach, und wieder und wieder sagte, dass Kerenski von den Deutschen ins Gefängnis gesteckt werden würde «wie Schuschnigg». Sie wiederholte «wie Schuschnigg» und weinte. Eines Tages fragte sie mich, ob es eine Chance gäbe, dass er eines Tages nach Moskau zurückkehren werde auf einem weißen Pferd. Ich sagte, diese Chance gäbe es nicht.

Er war stärker an der politischen Situation interessiert als am Schicksal gemeinsamer Freunde. Das war schon immer sein Charakterzug. Er fragte nach der russischen Presse in Paris, wer von denen, die hier geblieben seien, etwas tun könne – offensichtlich an allem interessiert, das brauchbar für Emigrantenpolitik war. Es war ganz natürlich für ihn, schnell seinen Platz im Chaos zu fin-

den. Aber die «Bedingungen», die er suchte, gab es nicht mehr, auch das «Ambiente» nicht. Es gab nichts.

Und es gab eine schreckliche Not, Verstörtheit, Müdigkeit vom Erlebten, eine Distanzierung von Menschen, die auf der Seite der Invasoren gewesen waren, Distanzierung von jenen, welche die Unschuldigen verleumdet hatten, eine Abgrenzung zwischen «sowjetischen Patrioten» (oft von der Zusammenarbeit mit den Deutschen befleckt) und uns; die Unwilligkeit zu glauben, dass unser unglückseliges «Gesetz für die Staatenlosen» uns auch weiterhin anhängen würde. Kerenski ging nach Deutschland, um eine Art russisch-amerikanisches oder amerikanisch-russisches Komitee aufzubauen. Nur Peinlichkeiten ergaben sich für ihn daraus. Er betrachtete sich als das einzige und letzte legale russische Staatsoberhaupt und war bereit, entsprechend diesem Prinzip zu handeln, aber er fand keine Anhänger für seine Ansichten.

Ich bat ihn nie um irgendetwas – weder damals noch später, als ich in die USA kam. Ich fragte ihn nicht einmal um Rat – und Rat ist übrigens in den USA wichtiger als sonstwo. Er erteilte nicht gern Ratschläge, und ich wusste das; er gab sich nicht gern mit den Problemen, der Not anderer ab. Es ist möglich, dass er keine Verantwortung riskieren wollte, denn in jedem kleinen Ratschlag liegt dieses Risiko begründet.

Der Ausdruck «kein Risiko eingehen» könnte, wenn auf ihn angewendet, als Ironie erscheinen. Er hatte keinerlei Sinn für Humor und kein Verständnis für komische Situationen, weder die seinen noch die anderer. In Amerika hatte ich ein Dutzend tiefgründiger («soul-searching») Gespräche mit ihm. Sie betrafen natürlich seine Angelegenheiten, nicht meine.

Ich erinnere mich gut an eines unserer wichtigsten Gespräche. Ich war diejenige, die es begann. Obwohl schwierig für mich, entschloss ich mich dazu. Mir war bekannt geworden (1958), dass Jekaterina Kuskowas Archiv, nach ihrem Tod in der Schweiz, auf ihre Anweisung hin, der Bibliothèque Nationale in Paris übergeben worden war, mit der Auflage, dass die Papiere mit Bezug auf 1917 erst 1987 veröffentlicht werden sollten.*

Ich weiß nicht, ob das alles stimmt. Ich erfuhr auch, dass sich in diesen Papieren eine Antwort auf das Rätsel befand, warum die russische Provisorische Regierung im Sommer 1917 keinen Separatfrieden mit Deutschland schloss und darauf bestand, den Krieg fortzuführen und damit indirekt Lenin half, an die Macht zu kommen.

* Journalistin, wichtiges Mitglied der Sozialrevolutionären Partei, starb 1958 im Exil in Genf. Ihre Papiere sind bis zum 24. 2. 2008 für die Öffentlichkeit gesperrt. Anm. der Red.

Die Antwort musste gesucht werden in der Tatsache des Besuchs des französischen Ministers Albert Thomas in Petersburg im Juli 1917, welchem das feierliche Versprechen gegeben wurde, dass die Provisorische Regierung Frankreich nicht im Stich lassen würde. Dieser Schwur verpflichtete die russischen Minister dem französischen Minister als Freimaurer. Die Mitglieder der Provisorischen Regierung Tereschenko und Nekrassow (ersterer war nicht einmal Mitglied der Duma, letzterer ein Mitglied des «progressiven Blocks» der Duma), zwei Mitarbeiter Kerenskis, die bis zum Ende bei ihm blieben, gehörten zur selben Loge wie er selbst. Selbst als es klar wurde (im September 1917), dass ein Separatfrieden die Februarrevolution retten könnte, wurde der freimaurerische Eid nicht verletzt. Kuskowa, die selbst der Freimaurerei angehörte (eine Rarität für eine Frau), wusste offensichtlich viel.

Die genauen Gründe, warum Kerenski, Tereschenko und Nekrassow auf einer Fortführung des Krieges bestanden, hatten mich in den frühen 30er Jahren zu interessieren begonnen und beunruhigen mich immer noch. Ich will fünf Personen nennen, mit denen ich in verschiedenen Jahren Gespräche darüber hatte. Ich hörte nichts in Form von Tatsachen von ihnen, aber etwas, besonders wenn es kombiniert war mit dem, was sie sagten, enthüllte mir die Vergangenheit halb – nicht genug, um mich zu einer geschichtlichen Schlussfolgerung zu führen, doch genug, um deutlich zu zeigen, wo die Erklärung gefunden werden kann. Dies sind die fünf: *Wassili Maklakow*, *Alexander Konowalow*, *Alexander Chatisow*, *Nikolai Wolski* und *Lidija Dan*.*

Ich sprach darüber mit Maklakow, als wir Freunde wurden (viel später als die Jahre unserer bloßen gesellschaftlichen Bekanntschaft) [Wassili Alexejwitsch Maklakow, 1870–1957, Jurist, 1917–24 russ. Botschafter in Paris. Anm. d. Red.]

Ich kannte ihn seit 1925/6, hatte ihn bei Vinavers getroffen und sah ihn über fünfzehn Jahre nicht mehr als drei oder vier Mal im Jahr. Aber zu Beginn des Krieges und während der Besetzung von Paris durch die Deutschen und in Verbindung mit dem Abtransport der Turgenjew-Bibliothek nach Deutschland, begann ich, ihn häufig aufzusuchen, und bis zu seiner Verhaftung durch die Deutschen besuchte ich ihn in seiner Wohnung in der Rue Pégnny, wo er mit seiner Schwester und seinem alten Diener lebte. Weder sein Bruder noch seine Schwester heirateten jemals.

Er, wie auch einige andere frühere rechte Kadetten und «Progressivisten», durchlebte wiederholt schmerzhaft seine Schuld und Rolle in der Revolution. Er sagte, es war nicht nur unnötig für Miljukow gewesen, seine berühmte Rede «Dummheit oder Betrug?» zu halten, sondern es wäre auch unnötig gewesen, Rasputin umzubringen. Da er selbst ein engagierter Freimaurer war, sprach er natürlich nie von der Freimaurerei als solcher, doch verachtete er jene Mitglieder der Loge (zumeist Moskauer) tief, die «schon 1915 zu Verschwörern geworden waren». Ich habe Grund zu der Annahme, dass seine Notizen dazu sich in seinen Papieren befinden, in einem Abschnitt seiner Memoiren, die natürlich nicht veröffentlicht werden konnten.

Die zweite Person, mit der ich über die Angelegenheit sprach, war *Konowalow*. Wir wurden Freunde im Büro von *Die Neuesten Nachrichten*, wo er Vorsitzender des Vorstands war. Ich war nie bei ihm zu Hause, doch kam er zu mir und besuchte mich zweimal in Longchène. Unsere Beziehungen waren warm und freundlich (...) Mehr als einmal sagte er mir (im Einvernehmen, dass er es nicht ganz ernst meinte), dass er es gern sehen würde, wenn ich seinen Sohn heiratete (Sergej Alexandrowitsch, einen Professor an der Universität Cambridge, mit dem ich weitläufig bekannt war).

Unser Gespräch über 1917 begann im Sommer 1936, als *Die Neuesten Nachrichten* die Erinnerungen Alexander Gutschkows, des Verteidigungsministers der Provisorischen Regierung, abdruckte, der kurz zuvor gestorben war. Konowalow leugnete nicht, dass er an Kerenski, Tereschenko und Nekrassow und auch an Pawel Perewerzew gebunden gewesen war, nicht nur durch die gemeinsamen Aktivitäten in der Provisorischen Regierung, sondern durch etwas «viel Ernsthafteres», «Wichtiges», «Mysteriöses», das schon 1915 begonnen hatte.

Wenn ich jetzt zurückblicke in die ferne Pariser Emigrantenvergangenheit, glaube ich, dass ich einen Fehler machte, nicht zu versuchen, von Angesicht zu Angesicht mit General A. Spiridowitsch über sein Rolle in der russischen Freimaurerei in den Jahren des Ersten Weltkriegs zu sprechen. Ich kannte ihn durch Dr. Golanow, der irgendwann Chodassewitsch behandelt hatte. Wie voreingenommen seine Ansichten auch waren und wie negativ er auch die Staatsduma sah, ich hätte von ihm bestimmt eine kleine Portion der Wahrheit vernennen können. Aber natürlich war es in jenen Jahren unmöglich für mich, mit einem Mann wie Spiridowitsch in Kontakt zu treten: er war ein «Gendarm», und ich konnte nichts gemein haben mit «Gendarmen». (...)

* Siehe die biographischen Angaben auf S. 13.

Chatisow war ein alter Freund meines Vaters und eine wichtige Gestalt in Armenien 1917. Während des Ersten Weltkriegs war er Bürgermeister von Tbilissi, er kannte mich seit der Kindheit und war in Paris so etwas wie das Oberhaupt der russischen Armenier, wie Maklakow das der russischen «Staatenlosen». *Chatisow* war ein Freimaurer des 33. Grades, und er sagte mir einmal, dass, wenn ich in die Frauenloge der russischen Freimaurer aufgenommen werden wollte, ich es ihm nur zu sagen brauchte. Er fragte mich auch, ob ich wüsste, was zeitgenössische Freimaurerei und insbesondere russische Freimaurerei sei. Ich antwortete, dass ich mehr wüsste, als er dachte und nannte ihm die beiden russischen Logen in Paris (die sogenannte «rechte» und «linke») und auch achtzehn gemeinsame Bekannte, die er jeden Donnerstag im Grand Orient in der Rue Cadet sah (und dienstags in der Grande Loge). Er begann zu lachen und sagte, dass er natürlich durch Eid gebunden sei und mir nicht antworten könne, aber er riet mir, Mitglied der Frauenloge zu werden und dann einen Roman über die zeitgenössische russische Freimaurerei zu schreiben.

«Und wie wär's mit nichtzeitgenössischer Freimaurerei?» fragte ich ihn. «Wie wär's mit 1915, 1916, 1917, dem ›progressiven Block‹, der Staatsduma, den ›Arbeitergruppen‹, den Generälen Alexejew und Krimow, Mitglieder der Duma Gutschkow und Adschemow, bei den Ministern der französischen Regierung und ihren russischen Freunden?» Er wechselte das Thema, doch ich sah, dass ich ins Schwarze getroffen hatte.

Eine andere Person, die ich eher durch meine Mutter als durch meinen Vater kannte, war *Lidija Dan*, geborene Zederbaum, die Frau von F. Dan, dem Führer der Menschewiki und Schwester von Juli Martow, dem Theoretiker und Führer der russischen Sozialdemokraten. Als Mädchen besuchte meine Mutter das Haus der Zederbaums (dies war in den frühen 1890er Jahren). Ich sprach mit *Lidija Dan* in New York bald nach dem Tode ihrer Freundin *Jekatarina Kuskowa* und traf sie 1958 dort dreimal. Sie war immer voller Wärme zu mir, zuerst, als ich sie am Anfang der dreißiger Jahre traf und in den späten 50er Jahren, nicht lange vor ihrem Tode. Obwohl sie sich überhaupt nicht ähnelten, erinnerte sie mich irgendwie an die Frau *Trotzkis*, die mir auch (aus mir unbekanntem Gründen) mit großem Zartgefühl und meinen Schriften mit Enthusiasmus begegnete. – Der Sohn von *Victor Serge*, dem Maler, hatte uns zusammengebracht. Frau *Dan* erzählte mir bei einem unserer letzten Treffen von *Kuskowas* Archiven und nannte jemanden, der «über alles Bescheid wüsste». Wie seltsam das auch anmuten mag, das war *Jekaterina Peschkowa*,

Gorkis erste Frau. Sie starb 1965 in Moskau. In den Jahren vor der Revolution, muss sie, wie ich es jetzt verstehe, gemeinsam mit *Kuskowa*, Mitglied der Freimaurerloge gewesen sein.

Meine Beziehungen zu *Wolski*, die einst freundlich gewesen waren, wurden durch ein Missverständnis zerstört. Nach Gesprächen von Herz zu Herz über Gegenwart und Vergangenheit in den späten 40er Jahren, einem Briefwechsel in den 50er Jahren, als ich schon in New York war (ich habe ungefähr achtzig Briefe von ihm), veröffentlichte er seine Erinnerungen an *Block* und *Belyj*, voller Galle, Beleidigung, Bosheit und Verzerrung. Befürchtend, dass ich darauf die Beziehungen zu ihm abbrechen würde, hörte er auf, mir zu schreiben. Er natürlich, da er nicht in die Angelegenheiten der russischen Freimaurer verwickelt und nicht an den Eid einer Geheimgesellschaft gebunden war, sparte nicht mit Worten mir gegenüber. Er hatte keinen Zweifel daran, dass eine freimaurerische Bindung die *Kerenski*-Regierung im Sommer und Herbst 1917 in einem Zustand der Paralyse hielt, dass bereits 1915 diese besondere, mysteriöse Bindung zwischen zehn oder zwölf Mitgliedern der Kadetten-Partei (ihrer rechten und linken Gruppe) und einigen rechten Sozialisten, wie auch einigen Generälen des Oberkommandos geschaffen worden war; dass ungefähr seit seiner Zeit ein politischer Plan erarbeitet worden war (von dessen Existenz englische und französische Mitglieder befreundeter Logen wussten) und dass der geleistete Eid feierlich und unauflösbar war. *Kuskowa* hinterließ, nach *Wolskis* Worten, einige unwiderlegbare Beweise in ihren Papieren.

So bat ich *Kerenski* einmal, das zu erklären. «Ich betrachte *Jekaterina Dmitrijewna* [*Kuskowa*] als meine Freundin,» antwortete er, «jedoch hat sie offensichtlich ...»

«Aber darum geht es mir ja nicht. Du musst etwas beantworten, etwas dazu erklären.»

Schweigen.

«Vielleicht ist dies alles eine Lüge?»

Schweigen.

«Wieviel länger willst du noch warten? Jetzt lebt ja niemand mehr, *Tereschenko* ist gerade gestorben. Ist es nicht an der Zeit, den Mund aufzumachen?» Er schaute weg, irgendwohin, dann begann er plötzlich den Marsch aus der *Aida* aus voller Kehle zu singen. Mir wurde eiskalt. Er sang in einer sehr lauten Baritonstimme, so dass es im ganzen Haus gehört werden konnte. In jenen Momenten wollte er mich offensichtlich zur Verzweiflung bringen, wie er es bei anderen erreicht hatte, die, außer seinem Singen, manchmal tagelang nichts aus ihm herausbekommen konnten. Als *Kerenski* seinen

**Nina Berberova –
Eine ruhige Betrachterin ihres Jahrhunderts**

Nina Berberova stellt ihrer Autobiographie *Ich komme aus St. Petersburg* ein Zitat aus Shakespeares *Macbeth* (1:3) voran: «Wenn du in die Samen der Zeit sehen kannst, Und sagen, welches Korn wachsen wird und welches nicht, dann sprich zu mir.»

Dann beginnt sie: «ICH MÖCHTE DEN LESER WARNEN: DIESES BUCH handelt von mir, nicht von anderen Menschen, ist eine Autobiographie, kein Satz von Memoiren, keine Sammlung von Porträts von berühmten (und weniger berühmten) Zeitgenossen und keine Serie von Vignetten. Es ist die Geschichte meines Lebens, und darin folge ich lose der zeitlichen Folge der Geschehnisse und lege die Bedeutung meines Lebens frei. Ich liebte und liebe das Leben und liebe seine Bedeutung fast genauso sehr. Ich werde mehr von mir als von anderen Menschen reden. Meine Gedanken leben in der Vergangenheit als Erinnerung und in der Gegenwart als mein Bewusstsein von mir in der Zeit. Es mag überhaupt keine Zukunft geben oder sie mag kurz und bedeutungslos sein. Dem muß ich mich stellen.»

Nina Berberova wurde 1901 in Sankt Petersburg als Tochter eines armenischen Vaters und einer russischen Mutter geboren. Sie sah diesen Zusammenfluss des Südlichen und Nördlichen in ihr als Gabe des Schicksals an. Früh zeigt sich ihre Eigensinnigkeit, Konsequenz, ihr Lebenshunger. Aus bürgerlicher Familie stammend, fühlt sie sich dieser und der Arbeiterklasse, aber besonders den Dichtern und Denkern verbunden. 1922 emigriert sie mit ihrem Lebenspartner, dem Literaturkritiker und Dichter Wladislaw Chodasewitsch, den sie später heiratete. Nachdem sie im Kreise Maxim Gorkis in Berlin, in Italien und Prag lebten, ließ sich das Paar dauerhaft in Paris nieder. Zwar trennten sich die beiden später, doch pflegte Nina Berberowa ihren Mann bis zu seinem Tode. Sie heiratete noch zweimal. Alexander Kerenski war Trauzeuge bei ihrer zweiten Hochzeit 1936. Als die Ehe scheiterte, ging sie 1950 fast mittellos und ohne des Englischen mächtig zu sein, in die USA. 1958 wurde sie Lektorin für russische Literatur an der Universität Princeton, später arbeitete sie als Übersetzerin ins Deutsche und Französische. Ihre Autobiographie schrieb sie hauptsächlich in der ersten Hälfte der sechziger Jahre, und sie erschien zuerst 1969 in ihrer englischen Übersetzung, 1972 auf russisch. Sie ist ein Panoptikum der russischen Emigranten, die ihren Weg kreuzten und die sie eindringlich betrachtete. Sie begegnete Bely, Gorki, Pasternak, Achmatowa, Zwetajewa, Bunin, dem von ihr besonders geschätzten Nabokow und vielen anderen Denkern wie auch Politikern. Ihr Buch ist das wertvolle, ehrlich-subjektive Zeitdokument einer fragenden Beobachterin. Das «Wer ist Wer» in der Vintage Ausgabe von 1993 gibt über fast sechzig Seiten im Anhang kurze Skizzen zu den in der Autobiographie erwähnten Persönlichkeiten. Sie schreibt: «Die Schrecken und Unglücksfälle meines Zeitalters halfen mir: die Revolution hat mich befreit, die Emigration hat mich abgehärtet, und der Zweite Weltkrieg hat mich in eine andere Dimension gestoßen. (...) In jedem Vierteljahrhundert bin ich in eine neue Haut geschlüpft, das erstmal bei

meiner Geburt, dann 1925 und schließlich 1950.» «Selbsterkenntnis war nur die erste Aufgabe; die zweite war Selbstverwandlung. Das heißt, wenn du einmal das innere Gleichgewicht erlangt hast, nachdem du die Knoten gelöst hast, musst du das ganze Muster auf ein paar einfache Linien reduzieren. Die emotionale Anarchie der Jugend, die ganze intellektuelle Spielerei, der ausgedehnte Weltschmerz, die Furcht und das Beben der zitternden Kreatur des Zwanzigsten Jahrhunderts muss Vergangenheit werden. Keine Furcht, kein Zaudern, kein Aberglaube, kein Schritthalten mit den neuesten Modeerscheinungen mehr. Diese Monster werden, wenn man sie nicht rechtzeitig loswird, später fixe Ideen, vor denen es im Alter keine Rettung gibt.»

Ihr Buch schließt: «Erinnerungen einer ganzen Epoche und an die Menschen, die in ihr lebten, wuchsen in eine Autobiographie und auch in mein Tagebuch – als ob es ein Körper mit Armen, Beinen und einem Kopf wäre. Zum vierten Male in meinem Leben schlüpfte ich aus einem Ei. In dieser letzten Geburt werde ich der Erwartung des Unbekannten leben, da das Leben für mich keine ungelebten Aspekte mehr hat, bis auf *eine* Sache habe ich alles durchlebt. Sie liegt in einer noch verschlossenen Sphäre, aber sie ist mir nicht fremd, sie ist ein Teil von mir. Sie war es immer. Und so werde ich mich vorbereiten auf die letzte Sache, der ich vor langer Zeit meine ganze Zustimmung gab, die mich nicht schreckt, einfach weil sie unvermeidlich ist.»

Nina Berberowa starb, im Alter von zweiundneunzig Jahren, am 26. September 1993 in Philadelphia.

Zusammengestellt durch Bernhard Kuhn, Wisconsin



Nina Berberova

Marsch beendet hatte, war unser Gespräch zu Ende. Bald darauf ging er.

Es gab andere «tiefgründige» («soul-searching») Gespräche, als er erklärte, dass er nirgendwo mehr hingehen könne, und ich sagte, dass es an der Zeit sei, sein Leben zu organisieren: wo, mit wem und wie. Ich sah ihn altern und sein Augenlicht verlieren. Aber er erklärte stattdessen, dass er sehr bald in einem Flugzeugabsturz umkommen werde oder sagte ärgerlich, dass er niemals ein Invalide sein, nie verrückt werden würde – «ganz egal, was du von mir hältst» – und «ich weiß, dass du mich für senil hältst!»

Manchmal war er in Kampf Stimmung: «Du hältst mich für einen Narren ...» Oder: «Du hast immer geglaubt, ich verstehe nichts ...» Einmal sagte ich halb scherzend zu ihm: «Wie es sich gezeigt hat, lagen auf Stalins Nachttisch Machiavellis Werke. Auch auf Churchills. Auch auf Roosevelts. Und auf Napoleons. Auf Bismarcks und Disraelis. Aber nicht auf deinem.» Er wurde plötzlich blass, stand auf, ging zur Ecke des Zimmers, in der sein Spazierstock stand, nahm seinen Hut vom Ständer und ging zur Tür. Als er hinaus auf die Treppe trat, sagte ich: «Alexander Fedorowitsch, ich warne dich, ich werde dir nicht auf der Treppe hinterherlaufen und dich anflehen, zurückzukehren und dich um Vergebung bitten.» Er ging hinaus und warf die Tür zu, so dass das Haus erbebte. Um ein Uhr morgens rief er mich an und entschuldigte sich. Plötzlich hörte er auf, sein Alter zu verbergen, welches ohnehin jedem bekannt war ... Er hörte jetzt auf, darüber zu sprechen, wie viele Meilen er gelaufen sei, hörte damit auf, darauf hinzudeuten, dass er ein intensives intellektuelles und gesellschaftliches Leben führte, dass er nur Leute sah, die berühmt waren und Macht hatten. Er wurde ganz plötzlich ein gewöhnlicher alter Mann, ziemlich hilflos, allein, halb blind und sehr verbittert. ...

Und so begann ich, Kerenski ein- oder zweimal im Jahr zu besuchen und sprach mit ihm nur über Dinge, die ihm angenehm waren. Ich erinnerte mich an heitere Ereignisse (es war nicht einfach, die zu finden). Sein letztes Buch, das er in Kalifornien schrieb, erschien 1965 und steht jetzt in den Regalen amerikanischer Bibliotheken. Es war hart für ihn zu arbeiten, er sagte, er könne nicht nochmal lesen und korrigieren, was seine Sekretärin und Übersetzerin schrieb, wenn er diktierte. Fast niemand verblieb ihm und auch kein «Ambiente». Sein Hauptinteresse war nicht mehr die Politik (es war schwierig für ihn, die Ereignisse zu verfolgen), sondern Vespers und Messen. Auf diesem Pfad konnte ich ihm nicht folgen. Solche Beschäftigungen sind nichts für mich.

Biographische Angaben

Kurzangaben zu den von Nina Berberova über die freimaurerischen Hintergründe der Ereignisse von 1917 befragten Persönlichkeiten (einschließlich Kerenski) Wassili Maklakow, Alexander Konowalow, Alexander Chatissow, Nikolai Wolski und Lidija Dan. Die Angaben sind dem Anhang der deutschen Ausgabe von Berberovas Erinnerungen entnommen.

Chatissow, Alexander Iwanowitsch (1878–?). Abgeordneter der Duma, Bürgermeister von Tiflis (1916–17), Minister für Auswärtige Angelegenheiten und Präsident des Rates der Minister Armeniens (1917). Lebte dann in Paris, zuständig für die «Angelegenheiten der Armenier» vor der Liga der Nationen.

Dan, Lidija Ossipowna (1878–1963), geb. Zederbaum. Frau des Menschewikenführers F. Dan und Schwester des Menschewiken Martow. Schulfreundin der Mutter von Nina Berberova. Wurde 1922 mit einer Gruppe von Menschewiken ins Ausland ausgewiesen.

Kerenski, Alexander Fjodorowitsch (1881–1970). Politiker. Im März 1917 Justizminister und Vizepräsident des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats, seit Mai 1917 Kriegsminister und seit Juli 1917 Ministerpräsident. Wurde im November von den Bolschewiken gestürzt, verbarg sich und floh 1918 per Schiff von Murmansk zunächst nach London. Lebte dann vorwiegend in Paris und in den USA.

Konowalow, Alexander Iwanowitsch (1875–1948). Mitglied des progressiven Blocks der 4. Duma und ab 1917 der Partei der Kadetten. Von September bis Oktober 1917 Premierminister unter Kerenski. In Paris war er Präsident des Verwaltungsausschusses der «Poslednije Nowosti».

Maklakow, Wassili Alexejewitsch (1870–1957). Jurist und Journalist. Einer der Führer der Partei der Kadetten. Von 1917–1924 russischer Botschafter in Paris. Vertrat bis 1924, ohne akkreditiert zu sein, die Interessen der russischen Emigranten in Paris.

Wolski, Nikolai Wladislawowitsch (1879–1964). Zunächst Bolschewik (Jugendfreund von Lenin), dann Menschewik. Arbeitete in den 20er Jahren bei der Plankommission. 1928 ins Ausland beordert, kehrte nicht mehr in die Sowjetunion zurück. Schrieb unter den Pseudonymen «jurewski» und «Walentinow» fundierte Artikel über die sowjetische Politik.